

Feuilleton

Mehrwert Mutterschaft

Kinderkriegen setzt ungeahnte Kräfte im Gehirn frei, das hat die Verhaltensforschung eindrucksvoll belegt. In der Debatte um die bereuenden Mütter braucht es weder Trost noch die fatale Selbstentwertung der Frauen.

Von *Martina Lenzen-Schulte*

Es macht smarter, wagemutiger, stressresistenter, es verbessert das Gedächtnis, das räumliche Orientierungsvermögen, die Sehfähigkeit, kurzum, es ist ein Nerven-Kick, der seinesgleichen sucht. „Es“ ist jedoch keine Designerdroge für überforderte Burnout-Politiker und auch kein Medikament zum Neuro-Enhancement für überheergerizte Studenten. „Es“ steht für das, was Frauen schaffen, wenn sie Mütter werden, Mutterschaft eben.

Zahlreiche Studien an Säugtieren, aber immer öfter auch bei der Gattung Mensch belegen, was Schwangerschaft, Stillen und die Versorgung des Nachwuchses so überaus Positives mit dem Gehirn von Muttertieren anstellt. Wenn von Muttertieren die Rede ist, ist der Vorwurf des Biologismus naturgemäß nicht weit. Allerdings verdrängen solche Verdikte jene Forschungsergebnisse, die das Kinderkriegen als ein ernstzunehmendes geistiges Empowerment und Freisetzen von erstaunlichen Kräften deuten – nicht nur bei Tieren. Diejenige Fraktion des Feminismus, der Kinder stets Karrierebremse und Klotz am Bein der emanzipierten Frau waren, möchte solche Thesen am liebsten schon im Keim ersticken.

Hierzulande ist die Abwehr gegen all das, was zugunsten von Mutterschaft ins Feld geführt wird, besonders stark, nicht zuletzt weil Mütter in Deutschland im Nationalsozialismus so unruhlich zu zweifelhaften Ehren kamen – der bevorstehende Muttertag ist ein Erbe jener Jahre. Sodann wollen die aktuellen Diskurse, in denen vor allem Frauen zu Wort kommen, die von ihrem Dasein als Mutter tief enttäuscht sind – Stichwort #regrettingmotherhood –, der Mutterschaft par tout nichts Gutes abgewinnen. Negativbotschaften beherrschen die öffentlichen Medien und lassen „frau“ jede Lust auf Kinder vergehen: Babypausen bedeuten Karriereknick, Mütter auf der Suche nach Teilzeit verdächtigt man, nicht wirklich arbeitswillig und bloße Dazuverdiener zu sein, und den aus einer Kinderpause zurückkehrenden Frauen macht man das Leben schwer.

Nun kann aber gerade das Mutterwerden aus Frauen besonders leistungsfähige Vertreterinnen ihrer Art machen. So ist inzwischen klar, dass vor allem in der späten Schwangerschaft und nach der Geburt weibliche Tiere extrem stressresistent werden, ein Befund, der inzwischen auch für Frauen gilt. Mit dieser psychischen Robustheit gehen erhöhter Wagemut und größere Furchtlosigkeit einher, Veränderungen, die die sprichwörtlichen Löwenmütter in die Lage versetzen, selbst übermächtigen Aggressoren kühn die Stirn zu bieten. Tracey Shors, Verhaltensbiologin an der Rutgers-Universität in New York, hat diese Zusammenhänge erforscht und ist gleichzeitig ein Beispiel für die inneren Vorbehalte, die wie eine Selbstzensur die wissenschaftliche Untersuchung von mütterlicher Leistungsfähigkeit ausbremsen. Sie wagte sich erst dann an dieses Thema, als sie eine feste Anstellung hatte, aus Angst, das sei kein ernstzunehmendes Forschungsfeld – und wurde spät, mit 42, selbst Mutter.

Offenbar benötigt man eine spezielle Form von Motivation, um über Mütter zu denken, was andere nicht denken. Den Neurowissenschaftler Graig Kinsley hat beispielsweise die Geburt der ersten Tochter zu inzwischen weithin beachteten Forschungen über den Zugewinn an kognitiven geistigen Fähigkeiten von Muttertieren angeregt. Ihm fiel auf, was seine Frau nach der Geburt alles mehr als früher schaffte, und er fragte sich, wie sich das erklären lässt. Inzwischen gehört sein Labor in Richmond zu den führenden Zentren, die das Verhalten von Muttertieren unter die Lupe nehmen.

Eine seiner faszinierendsten Studien an Ratten testet diese beim Jagen von Grillen – was Ratten zur Aufstockung des Speiseplans durchaus mitunter tun. „The mother as hunter“ heißt die Veröffentlichung, und Kinsley vergleicht darin drei Gruppen von weiblichen Tieren: Schwangere, solche, die gerade Nachwuchs bekommen haben und stillen, sowie jene ohne Nachwuchs. Nicht nur den stillenden Muttertieren, selbst den

schlecht beweglichen und körperlich eingeschränkten Schwangeren gelingt es, die Beute um ein Vielfaches schneller zu erhaschen und nicht wieder entweichen zu lassen als denjenigen, die keinen Nachwuchs haben. Letztere sind deutlich langsamer und jagen weniger zielgerichtet – sogar dann, wenn man sie vorher hungern ließ, um ihre Motivation zu erhöhen.

Kinsley charakterisiert das Verhalten der Schwangeren und Mütter als extrem ökonomisch im Vergleich zu ihren kinderlosen Artgenossen, die sich äußerst ineffizient verhielten. „Anpassung ist das, was das mütterliche Gehirn im Kern ausmacht“, nennt er als Erklärung für die erstaunlich verbesserten Fähigkeiten unter erschwerten Bedingungen. Das Hirndoping, das Mutter Natur weiblichen Tieren zukommen lässt, ist unabdingbar: Fahrige Nachlässigkeiten würden sich rächen, auch bei den Jungen, Konzentration auf das Wesentliche gehört zum Überlebensprogramm. Dazu passt, dass sich im Gehirn von Tieren, die bereits mehrere Schwangerschaften hinter sich haben, vermehrt Mediatoren nachweisen lassen, die das Nervenzellwachstum stimulieren.

Die Schwangerschaft tut das Ihre. Offenbar können frische Stammzellen vom Ungeborenen ins Gehirn der Mutter gelangen und sich dort zu allen Arten von Hirnzellen umwandeln. Mehr noch, diese Nachwuchszellen siedeln sich überdurchschnittlich oft genau dort an, wo die Nervenzellen des Muttertieres schwächer sind, also Hilfe dringend benötigen.

Noch kommen die meisten dieser Erfolgsmeldungen aus Tierversuchen, aber manches lässt sich bereits übertragen. Das ist nicht verwunderlich, denn viele Hirnregionen und Hormonsysteme, die für den Umgang mit dem Nachwuchs zuständig sind, sind artübergreifend im Laufe der Evolution erhalten geblieben. Allerdings gibt es auch widersprüchliche Ergebnisse, vor allem zur Frage, welche Formen von Gedächtnisleistungen sich bei Schwangeren und Müttern eher verbessern oder verschlechtern. Unklar ist, ob etwa in der ersten Zeit nach der Geburt der chronische Schlafmangel bei Tests negativ zu Buche schlagen könnte.

Da Menschen nicht mehr täglich für den Nachwuchs nach Nahrung suchen und gegen Gefahren kämpfen müssen, bedarf es womöglich anderer, ausgeklügelter Verfahren, um Veränderungen der Geisteskräfte besser erfassen zu können. Genau dieser Aufgabe verschreibt sich Katherine Tombeau Cost an der Universität in Toronto. Sie stieß ebenfalls aufgrund eigener Erfahrungen zu dieser Forschungsrichtung: Als sie schwanger war, wurden ihre Noten keineswegs schlechter, obwohl sie genau das ursprünglich befürchtet hatte. Wie sie feststellte, ist das von vielen Schwangeren und Müttern beklagte „Baby-Brain“ oder „Mommy-Brain“, der im angloamerikanischen gebräuchliche Name für leistungsschwache weibliche Gehirne nach der Geburt eines Kindes, oft nur eine subjektive Fehleinschätzung der Frauen.

In objektiven Tests schneiden Mütter nämlich deutlich besser ab, als sie es selbst für möglich halten. Sie machen sich quasi gängige gesellschaftliche Vorurteile zu eigen: Wer in lallender Babysprache kommuniziert, kann nur minderbemittelt sein. Das Bild der zwar zärtlichen, aber geistig wenig anspruchsvollen Kuschelmutter gehört nach Meinung von Tombeau Cost und anderer Forscher endlich revidiert. Mütter können mehr, als ihr Näschen an ein Baby stupen, nur fehlten bislang die geeigneten Messparameter, um dies zu erfassen. Kein anderer Lebensabschnitt, sagt die amerikanische Forscherin Kelly G. Lambert, Psychologin am Randolph-Macon College in Ashland, sei durch derart plötzliche und dramatische Veränderungen von Körper und Psyche gekennzeichnet, wie sie eine Mutter durch Schwangerschaft und Geburt erfahre.

Das verlange eben auch eine Neuerschaltung der Nervenzellen im Gehirn für den Erwerb elementarer Fähigkeiten. Einschlägige Trostbücher à la „Ihr seid gar nicht so dumm“ verniedlichen das Problem eher. Auch der nimmermüde Hinweis auf das Multitasking von Müttern anerkennt allenfalls, dass sie gleichzeitig telefonieren und Brei rühren können. Die herabwürdigenden Urteile über Mütter mögen variieren, der Kern bleibt der gleiche. Silke Hoock zitiert in der „Zeit“ einen Personalmanager, der Mütter, die Teilzeit arbeiten wollen, lediglich als Kandidatinnen für das „Hausfrauensammelbecken“ sieht. Zurecht bleibt ambitionierten Müttern deshalb so gut wie keine Wahl, sie können die Betreuung der Kinder nur so rasch wie möglich und täglich so lange wie möglich outsourcen, wenn sie zeigen wollen, was in ihnen steckt.

Die herrschende gesellschaftspolitische Korrektheit belohnt schließlich allein die Investition in den Arbeitsplatz. Kaum jemand traut sich vorzuschlagen, Müttern mehr echte Freiräume für den Nachwuchs zu geben.



Diese Faust riecht nach Krankenhaus: Iron Man, in dessen Rüstung angeblich Robert Downey Jr. steckt, fliegt wieder. Foto: Marvel 2016

Augen auf bei der Berufswahl

„Civil War“, der neue Marvel-Superheldenfilm, stellt Captain America auf die Probe

Als Superheld hat man's schwer. Man rettet ständig die Welt, und sie dankt es einem nicht. Das ist ein Topos der Comicgeschichte seit den sechziger Jahren, als Stan Lee und Jack Kirby den langweilig gewordenen Typus des ewigen Siegers dadurch abrüsteten, dass sie ihn zu einer psychologisch labilen Figur machten, die unter Selbstzweifeln und Ausgrenzung leidet. Das brachte nicht nur das ganze Genre zurück in die Erfolgsspur, sondern machte auch anderweitig Schule: Als das Kino zur Jahrtausendwende systematisch begann, sich diese uraltermythen, aber weltweit vermarktbareren Popkultur-Idole anzueignen, hielt es sich gar nicht erst mit den geradlinigen Heldengeschichten aus der Frühzeit auf, sondern griff gleich auf die gebrochenen Heroen jenes sogenannten „Silver Age“ zurück, in dem vor allem der Marvel-Verlag eine ganze Reihe moderner Mythen hervorgebracht hatte.

Genannt seien nur die X-Men, die Fantastischen Vier, der Unglaubliche Hulk, Iron Man, Thor, Spider-Man und als Krönung des Ganzen die nach dem Vorbild der im Konkurrenzverlag DC erschienenen Justice League zusammengestellten Avengers, eine sechsköpfige Truppe, die sich aus bereits in Einzelserien bewährten Superhelden zusammensetzte. Nicht nur individuelle Kräfte und Befähigungen ergänzten sich da, sondern auch ihre jeweiligen Neurosen. Das war noch besser fürs Geschäft.

Marvel versteht es wie kein zweiter Verlag – und eigentlich gibt es nur einen zweiten, nämlich DC mit unter anderen Superman, Batman, Wonder Woman –, ihre Figuren in immer neuen Konstellationen zusammen oder gegeneinander aufzubringen. Und da das mittlerweile von Disney übernommene Haus auch eine eigene Filmproduktion betreibt, übertrug es dieses Comic-Modell der langsamen, in endlosen Fortsetzungen und Überschneidungen von Heftserien präsentierten Entwicklung eines Stoffes auch aufs Kino, obwohl Spielfilme mit ihrer begrenzten Dauer und dem produktionsbedingt riesigen Abstand zu einer etwaigen Fortsetzung gar nicht dafür geeignet erschienen.

Marvel bewies das Gegenteil, als sich das Unternehmen zur Vorbereitung des ersten „Avengers“-Films, der 2012 in die Kinos kam, ein halbes Jahrzehnt Zeit nahm, die nicht nur in diese Produktion gesteckt wurde, sondern auch in fünf weitere Filme, mit denen die Figuren – und vor allem deren Hauptdarsteller – erst einmal für ein neues Publikum etabliert wurden. Das ge-

lungsgeschichte ihres Helden zu erzählen, die jene Zweifel in ihm säte, die nun im dritten „Captain America“-Film (der nach der 2006/07 erschienenen Comicvorlage den Titel „Civil War“ trägt) nicht nur aufgehen, sondern auch die schönsten Blüten treiben.

Dass die Russos wieder die Regie anvertraut bekamen, war erwartbar, und Chris Evans als Hauptdarsteller binden wie alle Akteure des Marvel-Superhelden-Franchise ohnehin langfristige Verträge. Diesmal hat man ihm jedoch ein Dutzend weiterer Superhelden an der eigenen und auf der Gegenseite beigelegt: Falcon, Scarlet Witch, Hawkeye, der Winter Soldier und Ant-Man kämpfen für den Captain, Iron Man, Black Widow, Black Panther, War Machine, Vision und Spider-Man gegen ihn.

Natürlich alle nur im Bemühen ums Beste für die Vereinigten Staaten und die ganze Welt, aber Captain America weiß eben schon um die Zwiespältigkeit unbedingter Vaterlandstreue, während Iron Man als Anführer der Gegenfraktion diese Lektion erst noch lernen muss. Für Robert Downey Jr. ist das wieder einmal eine Paraderolle.

Die Gegenspieler der Helden, unter anderem dargestellt von Daniel Brühl, bleiben diesmal blass, doch der Film kann sich das leisten, weil die Guten selbst genug damit zu tun haben, einander zu bekämpfen. Wenn es nach zwei Dritteln der fast 150 Minuten zum Showdown auf einem Berliner Flugfeld kommt, dessen Verlauf leicht begreifbar macht, warum sich die Fertigstellung des Hauptstadtflughafens noch um Jahre verzögern dürfte, bieten die Russos ein Spektakel, das wie unmittelbar aus den Comics übernommen scheint.

Dass dabei der im „Ant-Man“-Film gerade erst bei Marvel eingeführte Slapstick-Humor nicht zu kurz kommt, dafür sorgt Ant-Man selbst, und auch Spider-Mans Gastauftritt trägt sehr zur Auflockerung des bislang üblichen Pathos bei. Scarlett Johansson als Black Widow und Elizabeth Olsen als Scarlet Witch bringen eine gestreich feminin-feministische Komponente in den Film ein, die man bei Wonder Womans Auftritt im jüngst gescheiterten „Batman v. Superman“-Film schmerzlich vermisse. Marvel macht seine Sache einfach besser als DC, und „Civil War“ zündet die dritte Stufe des „Avengers“-Vermarktungsprogramms auf verheißungsvolle Weise. Um die Welt geht es hier noch gar nicht, aber die Helden retten sich selbst aus der Gefahr der Stagnation. Danke dafür. ANDREAS PLATTHAUS

Verführerinnen

Es hat ja eine gewisse Tradition, Frauen das Fehlverhalten ihrer Männer vorzuwerfen. Er kommt abends spät nach Hause? Bestimmt nur, weil sie ihn nicht liebevoll genug empfängt. Er betrügt sie? Na, sie hat aber auch wirklich ordentlich zugelegt. Er schlägt die Kinder? Weil sie sie nicht anständig erzieht! Hierzulande ist diese Denkweise seit den fünfziger Jahren glücklicherweise etwas aus der Mode gekommen. In Indonesien hingegen hat der Minister für religiöse Angelegenheiten gerade gezeigt, wie man sie in die Gegenwart transponiert. Die Amtsträger seines Landes seien nämlich nur deshalb so korrupt, erklärte Lukman Saifuddin, weil ihre Ehefrauen sie dazu verleiteten. „Es wäre ein außerordentlicher Beitrag von Frauen, nicht zu viele irdische Besitztümer zu verlangen“, befand der Minister. Seine Angetraute sprang ihm prompt bei und erklärte stolz, sie selbst passe sogar auf, dass ihr Mann nichts Unrechtes treibe; Wenn er etwas mit nach Hause brächte, würde sie immer fragen, was das sei. „Aber er bringt nie etwas nach Hause“, beiläufige sie sich hinterherzuschreiben. Andere Frauen aber, ja, die verlangten immer mehr und mehr von ihren Männern. Dieser Habgier müsse Einhalt geboten werden. Transparency International reagierte empört und nannte Saifuddins Idee „völlig lächerlich“. „Nichts rechtfertigt Korruption, und es ist sinnlos, Frauen die Schuld zuzuschreiben“, hieß es in einer Stellungnahme. Dabei ist die Vorstellung so wunderbar märchenhaft, man muss sich das auf dem Hirnappen zergehen lassen: Da bekanntlich ausschließlich integre, moralisch hochstehende und altruistisch veranlagte Persönlichkeiten in der Politik Karriere machen, braucht es Ehefrauen, um sie zur Korruption zu verleiten. Ehefrauen, die sagen, das ist ja okay mit der Fischerhütte hier, aber eigentlich will ich ein Haus, und wenn das Haus dann da ist, wäre vielleicht ein Schloss noch besser, Schatz, können wir nicht die Zugbrücke vergolden? Das würde so schön glänzen in der Abendsonne, das siehst du dann auch immer als Erstes, wenn du von deinen Ausschusssitzungen nach Hause kommst. Wenn der Politiker dann sagt, Liebes, das lässt sich aber von meiner Diät nicht finanzieren, eröffnet die findige Ehefrau ein paar Nummernkonten in der Schweiz und erklärt dem harmlosen Trottel an ihrer Seite, wie man hier und da etwas von der Staatskasse abzwackt. Eines zumindest zeigt die Idee von Lukman Saifuddin: Wenn Frauen wirklich so vor Tatkraft und Aufstiegswillen strotzen, sollte man ihnen auf dem Arbeitsmarkt unbedingt mehr Möglichkeiten einräumen. bähr

Je suis la révolte

Paris hat wieder Lust auf ein bisschen Anarchie

Bei den nächtlichen Diskussionen der „Nuit debout“ geht es inzwischen auch um Kultur. Der im Louvre als Konservator tätige Guillaume Kientz brachte Bilder – keine Originale, nur Kopien – auf die Pariser Place de la République. Teilnehmer der Protestbewegung präsentieren das „Kunstwerk“, das ihre Sicht auf die Welt verändert hat“. Passanten und Militante unterhalten sich über die Funktion des Museums in der Gesellschaft.

Als „Nuit debout“ begann, stand das Programm des Festivals „Hors Piste“ des Centre Pompidou längst fest: Der „Kunst der Revolte“, die in Frankreich eine Renaissance erlebt, ist es gewidmet. Seine Leiterin Géraldine Gomez will Brücken zwischen der Place de la République und ihrem Haus bauen. Sie setzt auf ein reges Hin und Her zwischen der Protestbewegung, von deren „überbordender Vitalität“ sie schwärmt, und dem Kulturzentrum. In dessen Untergeschoss wurde eine „Bibliothek der Bürger“ eröffnet. Mitarbeiter und Gäste werden aufgefordert, die Bücher, die ihre „Lust auf die Revolte“ ausgelöst haben, vorzustellen. Rund tausend Werke sind bereits vorhanden. Géraldine Gomez bezeichnet die Sammlung als „Archive des Aufstands“.

Inzwischen ist auch das Théâtre de l'Odéon, dessen Intendant Luc Bondy war, besetzt worden: rund fünfzig Schauspieler haben es in Beschlag genommen – im Mai 1968 war das Haus eine Hochburg der Revolte. Die Besatzer sind „Intermittents du spectacle“, Freiberufler der Kulturszene, sie protestieren gegen die drohende Verschlechterung der Entschädigungen während der Phasen ihrer Arbeitslosigkeit. Dieser Konfliktherd schreibt seit mehr als einem Jahrzehnt, Hunderte von Aufführungen und ganze Festivals sind ihm zum Opfer gefallen. Auch das Odéon musste bereits eine Vorstellung absagen, der Streik soll bis nächsten Dienstag dauern. Der Filmemacher Roman Goupil, ein „Achtundsechziger“, sagt, „Nuit debout“ werde „von ein paar Gurus instrumentalisiert“. J.A.